RelBib
Bibliography of the Study of Religion

https://relbib.de

Dear reader,

This is a self-archived version of the following article:

Author: Rüpke, Jörg

Title: “Altertumswissenschaft“

Published in: Wozu Geisteswissenschaften? Kontroverse Argumente für eine überfällige Debatte
Frankfurt am Main: Campus Verlag

Year: 2003

Pages: 117 - 123

ISBN: 978-3-593-37336-2

The article is used with permission of *Campus Verlag*.

Thank you for supporting Green Open Access.

Your RelBib team

EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN
UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

Altertumswissenschaft

Jörg Rüpke

Was ist's?

Mit dem Begriff der *Altertumswissenschaft* werden traditioneller Weise Disziplinen wie die Alte Geschichte, die Klassische Archäologie, die Griechische und Lateinische Philologie sowie die Religionsgeschichte der Antike bezeichnet. Es handelt sich um einen Fächerverbund, der durch den gemeinsamen Bezug auf eine Epoche bestimmt ist und somit quer zu einer Gliederung nach Fachgebieten liegt, die sich vor allem durch gemeinsame Methodenbestände definieren: Geschichte, Archäologie, Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Kultur- und Religionswissenschaft. Schon damit eröffnen sich zwei ganz unterschiedliche Perspektiven auf die Altertumswissenschaft. Was als Methodenverbund in der Bearbeitung eines gemeinsamen Gegenstandes, einer Epoche, erscheint, kann in polemischer Beleuchtung auch als Theoriearmut charakterisiert werden.

Implizit handelt es sich bei der deutschen Altertumswissenschaft um eine Regionalwissenschaft, die sich auf den antiken Mittelmeerraum konzentriert. Provinzialarchäologie, Vor- und Frühgeschichte und Altgermanistik gehören auch dort nicht zum altertumswissenschaftlichen Verbund, wo sie sich mit derselben Epoche beschäftigen. Häufig dient das Adjektiv *klassisch* einer Engführung auf das Griechisch-Römische und dem Ausschluss des Hebräischen, anderer mediterraner Schriftkulturen oder der Fortwirkung des Alten Testaments außerhalb des griechisch-römischen Christentums. Dieses Defizit erscheint im Weltmaßstab noch schlimmer: Die starke Ausstrahlung (und Wechselwirkung!) mittelmeerischer Kulturen auf den afghanisch-indischen Raum etwa findet ebenso wenig eine angemessene Berücksichtigung wie die Region südlich der Sahara. Gerade in den letzten Jahren ist bei der Erforschung der arabischen Halbinsel deutlich geworden, wie intensiv die Kontakte und Austauschprozesse waren, und wie notwendig daher deren genaue Analyse ist. Ausgriffe über das durch Diffusion betroffene Gebiet hinaus, etwa in Form vergleichender Untersuchungen, sind noch seltener geworden, obwohl gerade für die Altertumswissen-

schaften anderer Regionen die Kulturen des Mittelmeerraums (nicht zuletzt aufgrund von Bildungstraditionen) den Vergleichsmaßstab schlechthin liefern.

An deutschen Universitäten zumeist in streng gegeneinander abgegrenzten Fächern organisiert, oft verschiedenen Fakultäten angehörend, sind die Standorte altertumswissenschaftlicher Forschung oft sehr klein. Gerade unter der Perspektive der Ausbildung führt das oft zu einer sehr verengten Kanonbildung: Immer die gleichen Gegenstände, Dichtungen oder Skulpturen klassischer Epochen etwa, werden gelehrt und – als Qualifikationsnachweise für die Bewerbung um Lehrpositionen – in immer gleichen Formen, im Lemmakommentar oder der Textausgabe, erforscht. Was schon aufgrund solcher Prozesse zu dem falschen Eindruck führen könnte, die Antike sei ›überforscht‹, wird durch die deutsche Rezeption der Ergebnisse der *PISA*-Studie noch verstärkt, wenn die ›Unbeliebigkeit der Studieninhalte‹ im Verein mit Studienzeitverkürzung in Stoffpläne und Prüfungsordnungen umgesetzt wird. Altertumswissenschaft ist weder eine ›Antikenkunde‹ noch eine *techne,* ein schnell lehrbares Handwerk.

Was soll's?

Eine kritische Bestandsaufnahme ist kein Totenschein. Die Diskussion über die Finanzierung von Wissenschaft muss von den betroffenen Fächern auch zur offenen Standortbestimmung genutzt werden – auch wenn das nicht das Ziel dieser vor allem als Spardebatte öffentlicher Haushalte geführten Diskussion ist. Die Konzentration der Einnahmen auf individuelle Arbeitseinkommen lässt die Hoffnung, gerade in diesem Bereich von einzelnen Personen oder Institutionen Finanzierungen für Forschungsvorhaben zu erhalten, die die Gesellschaft als ganze betreffen, als wenig gerechtfertigt erscheinen. Die Erwartung, dass erst die Unterfinanzierung von Wissenschaft einen angemessenen Reflexionsdruck auf die betroffenen Wissenschaftler(innen) erzeugt, dient im übrigen nicht qualitativer Verbesserung der Wissenschaft, sondern der Kostensenkung und ist insofern ein vor allem von fiskalischen Gegebenheiten abhängiger Prozess.

Die skizzierte pessimistische Position entlastet aber nicht von der Frage nach dem Aktualitätsbezug, dem *gesellschaftlichen Nutzen* wissenschaftlicher Disziplinen. Denn auch wenn es die Not vom universitären Fach nicht abwendet: an der gesellschaftlichen Notwendigkeit der Altertumswissenschaft und ihrer Teilfächer möchte ich keinen Zweifel aufkommen lassen. Keine andere Disziplin liefert uns – das kann so nur aus der Perspektive des deutschen oder mitteleuro-

päischen Wissenschaftsbetriebes formuliert werden – ein derart detailliertes Bild einer zeitlich oder räumlich entfernten Kultur. Ein Bild, das gerade in seiner Detailfülle dazu anregt, eigene zeitgenössische Lebensformen in Beziehung zu diesem Fremden, diesem Anderen, zu setzen, sei es im Alltag des sozialen Nahbereichs, sei es in Fragen nach der politischen Steuerung einer Gesellschaft, sei es in der Konfrontation mit elementaren Gefühlen von Liebe, Freude oder Trauer. Die Wahrnehmung von Unterschieden wie Ähnlichkeiten ist das beste Instrument, die zeitliche Verhaftung wie die Grenzen eigener ›Modernität‹ zu reflektieren. Ist die Anwendung der Mehrheitsregel schon Demokratie? Garantieren Geschichtsbücher Geschichtsbewusstsein? Kann öffentlicher Raum neutral sein? Ist Theater reine Unterhaltung? Solche Fragen benennen zentrale Themen heutiger Altertumswissenschaft, und es sind ganz offensichtlich Problemstellungen, denen auch in der Debatte über unsere eigene Gesellschaft große Bedeutung zukommt.

Es charakterisiert den im europäisch-mittelmeerischen Raum entwickelten Wissenschaftsbetrieb, dass seine Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen den Großteil ihrer Zeit nicht mit Diskussionen über die gegenwärtige Gesellschaft verbringen. Es ist vielmehr gerade die Entfernung der wissenschaftlichen Gegenstände vom Heute, die den Reflexionshorizont für aktuelle Probleme eröffnet. Untersucht werden Objekte, die ihrerseits in der Widerständigkeit ihres Materials, in der Fremdheit, dem Fragmentarischen und oft genug dem Fehlen erforschbarer Quellen die Disziplin und ihre methodische Entwicklung vorantreiben. Wie kann man das Leben von Gesellschaften, deren Lebensraum heute in Dutzende von Nationalstaaten aufgeteilt ist, aus einer Million Weih- und Grabinschriften rekonstruieren? Aus kniehohen Resten ihrer Großstädte? Und den für die Veröffentlichung bearbeiteten Briefen einiger weniger Personen?

Dennoch, gerade das mittelmeerische Altertum, die ›Antike‹, steht in einem besonderen Verhältnis zur europäischen Gegenwart. Viele Bereiche der mitteleuropäischen Kultur (und nicht zuletzt die Wissenschaften selbst) haben sich als Urenkel der mediterranen Antike konstruiert und Fäden gesponnen, die man nicht einfach unter Verweis auf die ›Fremdheit‹ einer weit zurückliegenden Vergangenheit abschneiden kann. Mathematik, Astronomie, Philosophie, Theater und fiktionale Literatur, Rhetorik, Rechtswissenschaft und nicht zuletzt auch viele Religionen verstehen sich als legitime Erben (und natürlich immer Verbesserer) antiker Traditionen. Auch die politische Organisation Europas, die *Europäische Union*, wird vielfach als Einlösung eines gemeinantiken Erbes verstanden, eine Konstruktion, die sich europäische Altertumswissenschaftler gerne zu Eigen machen. Aber das sind – wenn auch zweifellos nützliche – Konstrukte,

wie der genauere Blick auf das Altertum zeigt. ›Unsere‹ Antike ist eine mittelmeerische, unser Europabegriff ein anderer als derjenige der antiken Welt. Zum griechisch-römischen Altertum gehörten auch das antike Libyen, Ägypten, Armenien und Kleinasien. Das kulturelle Erbe der dort heute etablierten Staaten weist diesen Bezug in Ausgrabungsstätten, Bibliotheken und Museen aus – so merkwürdig diese Ansprüche uns, den heutigen Bewohnern des ehemals ›wilden‹ Germaniens, auch vorkommen mögen.

Erneut möchte ich mit diesem historischen Befund keine aktuelle politische Position markieren, wenn auch ein politisches Argument damit geliefert wird. Wichtiger aber ist, dass in der Konfrontation mit dem Gegenstand der Altertumswissenschaft sichtbar wird, wie sehr Menschen und ihre Gesellschaften von eigenen Selbstentwürfen leben. Es ist nicht lange her, dass der Bezug zur Antike nicht über Varus, sondern über Arminius – beziehungsweise ›Hermann, den Cherusker‹ – hergestellt wurde. Die der Logik ihrer Gegenstände folgende Altertumswissenschaft ist ebenso Lieferant wie Kritiker derartiger Entwürfe, die die Geschichtlichkeit und Veränderbarkeit gesellschaftlicher wie individueller Vergangenheitsbilder deutlich machen. Die Wissenschaften selbst sind Teil und Folgen solcher Projektionen. Wer die relevante Vergangenheit erst 1917 oder 1789 oder 1517 beginnen lässt, bedarf der Altertumswissenschaft nicht und muss sie auch nicht finanzieren. Eine solche Wahl überlässt Früheres der Mythenbildung. Und haftet für die Folgen.

Was tun?

Die Frage nach den Folgen scheint typisch für die Geisteswissenschaften zu sein und in besonderer Weise geeignet, Aktualität für sie zu reklamieren. Dabei geraten sie aber leicht in die Gefahr, nur noch über die Folgen anderer Wissenschaften zu reflektieren. Ich habe versucht, das Plädoyer gerade umgekehrt auszurichten: Aktuell ist eine Wissenschaft nur, wenn sie ihre eigenen Gegenstände hat, die für andere Distanz erzeugen, und für sich selbst Kompetenz reklamiert. In der Verfolgung ihrer Gegenstände wird sie Wissenschaft. Da wird sie teuer. Und dann wird sie gut.

Die Gegenstände der Altertumswissenschaft sind prekär. Ihre Quellen zu finden, zu erhalten und zu erschließen, ist eine primäre Aufgabe aller geschichtsbezogenen Disziplinen. Abgeschlossen ist nicht einmal die Verzeichnung aller (nachantiken) Abschriften antiker Handschriften in Bibliotheken auf der ganzen

Welt; die Inschriften auf Stein, Holz oder Metall werden mühsam in ihrem Textbestand dokumentiert, während man zugleich in zunehmendem Maß erkennt, dass sie nicht nur umständliche Träger sprachlicher Äußerungen, sondern selbst mediale Daten und archäologische Monumente sind, deren Situierung, Ausführung und Lesbarkeit (und die Veränderungen dieser Faktoren in der Zeit) entscheidend für das Verständnis des Textes als eines wesentlichen, aber eben nicht einzigen Elements kommunikativer Prozesse sind. Kolonialismus und Kriege haben Sammlungen entstehen lassen und Fundkomplexe verstreut, deren Zusammenhänge und individuelle Kontexte mühsam durch angemessene Katalogisierung und Zusammenführung von Daten wieder herzustellen sind. All das gehört zu einer Grundlagenforschung, die kleine Universitätsinstitute kaum tragen können und die daher auf eigene Institutionen angewiesen sind, über Einrichtungen wissenschaftlicher Akademien und Museen bis hin zu temporären Forschungsverbünden in nationalem und internationalem Rahmen.

Wenn das Wort ›Grundlagenforschung‹ die große Bedeutung der damit bezeichneten wissenschaftlichen Untersuchungen anzeigt, so das missverständliche und besser zu vermeidende Wort ›Hilfswissenschaften‹ die Tatsache, dass die Altertumswissenschaft dabei nicht stehen bleiben kann. Wenigstens an zwei Beispielen aus meinem engeren Arbeitsbereich seien daher weiterführende Fragen skizziert.

Das *Imperium Romanum* umfasste nach einer langen Expansion schließlich etwa fünfzig Millionen Menschen, die unterschiedliche Muttersprachen besaßen und in Gesellschaften aufgewachsen waren, die sowohl Stammesstrukturen von Berbern und Germanen als auch hellenistisch geprägte Stadtstaaten, wie zum Beispiel in Südgallien oder Kleinasien, aufwiesen. Mit der Einbeziehung in die politischen und wirtschaftlichen Strukturen der römischen Herrschaft – von der Militärpräsenz und -organisation ganz zu schweigen – ist es offensichtlich zu großen sozialen Wandlungen gekommen, die ihre Spuren ebenso im häuslichen Alltag und der lokalen Produktion wie in Raumvorstellungen und Geschichtsbildern hinterlassen haben. Aber die Romanisierung, das Römisch-Werden von Oberschichten und anderen sozialen Gruppen, ist nur eine Seite der Medaille. Gleichzeitig bildeten sich neue kulturelle und soziale Gefüge, die bei aller *romanitas* ein je neues lokales und regionales Gepräge aufwiesen. Diesen Prozess in seinen Mechanismen, aber auch in seiner Vielfalt, im Einzelnen, im Austausch zwischen dem Zentrum Rom und der Peripherie der Provinzen, sowie in den mannigfachen Austauschbeziehungen zwischen provinzialen Zentren und Räumen zu rekonstruieren, stellt eine gewaltige Aufgabe dar, die die vielen bestehenden Ansätze zusammenführen muss. In einem Schwerpunktprogramm der

Deutschen Forschungsgemeinschaft, die Arbeitsgruppen aus einem Dutzend deutscher Universitäten zusammenführt, wird das mit besonderem Augenmerk auf den religiösen Bereich unternommen (Cancik/Rüpke 1997). Angesichts der Vielzahl provinzialer Räume und der Variationsbreite der nachantiken Entwicklungen – vom arabischen Islam bis zu keltischen Revitalisierungen und den verschiedenen Christentümern hin – wird es hier langjährige Forschungsanstrengungen geben müssen. Aktuell ist das nicht – es ist fast zweitausend Jahre her –, aber die Befunde dieser Forschungen werden unsere Perspektiven auf die aktuellen ›Globalisierungsprozesse‹ ebenso verändern wie unsere Diskussion um die Neugestaltung Europas und des Mittelmeerraums, den Blick auf Expansionen von Christentum und Islam wie auf kulturelle Entwicklungen unter Migranten.

Ein zweites Feld ist bereits kurz im Hinweis auf die Epigraphik und ihre veränderte Betrachtungsweise von Inschriften angeklungen, bedarf aber wie das erste des Zusammenwirkens aller Teildisziplinen der Altertumswissenschaft. Im Zeitalter des Buches haben Philologien und Inschriftenkunde ihre Texte unabhängig von deren materieller Gestalt in der Antike zwischen Buchdeckel gepresst: Das gilt für die zwölf Rollen von Vergils *Aeneis* ebenso wie für die Bau- und Ehreninschriften des *Corpus Inscriptionum Latinarum*. So wurde im Handumdrehen aus der griechisch-römischen Antike eine Buchkultur wie die zeitgenössische, mit Buchhandlungen, Ausgaben und Leseunterricht in Schulen. Gerade im vergangenen Jahrzehnt ist deutlich geworden, wie sehr dieses Bild trügt, wie sehr die antiken Gesellschaften orale Gesellschaften gewesen sind, in denen Mündlichkeit auch die öffentliche Kommunikation bestimmte und Schrift vor allem ein Hilfsmittel für gesteigerte Oralität, wie zum Beispiel bei längeren Reden, war und der Alphabetisierungsgrad gering (prononciert: Harris 1990). Mit Blick auf literarische Texte der mediterranen Antike und des europäischen Mittelalters hat sich ein ganzer Sonderforschungsbereich (*Mündlichkeit und Schriftlichkeit*) damit auseinandergesetzt. Diese Ansätze gilt es fortzuführen: Welches Prestige vermittelte Schrift auf Bauwerken, Grabsteinen und Weihgeschenken, wenn ein Großteil der Bevölkerung allenfalls vertraute Buchstabenkombinationen wieder erkennen konnte? Wie weit reichte Schriftlichkeit in der Verwaltung (weitgehende Annahmen: *Memoire perdue* 1994/1997)? Welche Wirkung entfalteten Erzählwelten von Texten im Zusammenspiel mit Bildern und Ritualen (Muth 2001; Kranemann/Rüpke 2003)? Welche Rolle kommt ›authentischen‹ Textsammlungen, *Kanones*, ›heiligen Schriften‹ unter solchen Bedingungen zu? Wer nimmt sie überhaupt wahr, wer – und wie – zitiert sie? Fragen, die unseren Blick auf die Antike verändern werden.

Auch das ist nichts Aktuelles. Aber geänderte Perspektiven auf diese Vergleichskultur können auch den Blick auf gegenwärtige Medienwelten schärfen: Unser Verständnis von Schrift im Zeitalter von Computer und Multimedia, der Glaubwürdigkeit von Bildern in den Massenmedien und der Rolle von schlichter Buchstabenschrift in der Werbung, schließlich auch unser Umgang mit Büchern wird dadurch in Frage gestellt, weniger pragmatisch (und manipulierbar), dafür aber stärker reflektiert werden. Diese Zunahme an Erkenntnis und Reflexion sollte uns die Altertumswissenschaft wert sein.

Literatur

Cancik, Hubert/Rüpke, Jörg (Hg.) (1997), *Römische Reichs- und Provinzialreligion.* Tübingen

Harris, William V. (1990), *Ancient Literacy.* Oxford

Kranemann, Benedikt/Rüpke, Jörg (Hg.) (2003), *Das Gedächtnis des Gedächtnisses: Rituale in normierenden und reflektierenden Texten.* Marburg

La mémoire perdue (1994/1997), 2 Bände. Paris/Rom

Muth, Susanne (1998), *Erleben von Raum – Leben im Raum: Zur Funktion mythologischer Mosaikbilder in der römisch-kaiserzeitlichen Wohnarchitektur.* Heidelberg